

SONJA LEVSEN

Männlichkeit als Studienziel

Männlichkeitskonstruktionen englischer und deutscher Studenten vor dem Ersten Weltkrieg

SONJA LEVSEN

Männlichkeit als Studienziel

*Männlichkeitskonstruktionen englischer und deutscher Studenten vor dem Ersten Weltkrieg**

„What we require of the relation of the sexes is polarity“, argumentierte ein Student aus Cambridge im Jahr 1904 in einer Debatte der Cambridger *Union Society* gegen das Frauenstudium.¹ Sein Idealbild der Geschlechterpolarität – „a man with a head and a woman with a heart“ – sah er in einer klaren Trennung männlicher und weiblicher Identität. Die gesellschaftliche Realität jedoch bot in der Zeit um 1900 weder eine eindeutige noch eine unangegriffene Definition der Geschlechterrollen. Der Beginn des 20. Jahrhunderts, der oft als Phase einer „tiefen Krise der männlichen Identität“ beschrieben wird,² da in vielen Bereichen der Gesellschaft, von der Politik bis zur Sexualität, traditionelle Männerrollen ins Wanken gerieten, zeitigte auch die Anfänge einer Erosion männlicher Exklusivität an den Universitäten. Bis 1895 öffneten sich alle britischen Universitäten für Studentinnen, allein in Oxbridge konnten Frauen noch keine Abschlüsse erlangen und hatten nur eingeschränkte Rechte.³ In Deutschland wurden Studentinnen erst mit einiger Verzögerung zwischen 1900 (Baden) und 1909 (Mecklenburg) zugelassen.

Bereits die ersten Zeichen weiblicher Konkurrenz beantworteten Studenten ebenso wie Professoren mit einer verstärkten Propagierung von Männlichkeitsbildern. „Wahre, ächte Mannhaftigkeit nach Innen und Außen“ zu beweisen wurde den Studenten von Autoritäten, hier vom Rektor der Tübinger Universität, eingeschärft,⁴ und „ein ganzer Mann“ zu werden nannten Verbindungsstudenten immer wieder als ein vorrangiges Ziel des Studiums. Auf zwei Institutionen bzw. Studentengemeinschaften, die sich besonders deutlich als Horte der Männlichkeit profilierten, soll im Folgenden die Aufmerksamkeit gerichtet werden: die Colleges der alten englischen Universitäten und die deutschen Studenten-

* Dieser Aufsatz entstand im Rahmen eines größeren Forschungsprojektes im Tübinger Sonderforschungsbereich „Kriegserfahrungen“.

1 The Granta. A College Joke to Cure the Dumps (1904–5), 4. 2. 1905, S. 134. Um 1900 erschienen in Cambridge zahlreiche College- und Studentenzeitschriften, von denen *The Granta* eine der ältesten und vermutlich die unter Studenten meist beachtete war. Sie wurde von Undergraduates herausgegeben und erschien wöchentlich mit je ca. 16 Seiten.

2 Ute Planert, Antifeminismus im Kaiserreich. Diskurs, soziale Formation und politische Mentalität, Göttingen 1998, S. 274.

3 In Oxford und Cambridge gab es Frauencolleges, die Studentinnen waren jedoch offiziell keine Universitätsangehörigen. Zu Beginn und Entwicklung des Frauenstudiums in England vgl. Carol Dyhouse, *No Distinction of Sex? Women in British Universities, 1870–1939*, London 1995.

4 Karl Mayerhausen, *Geschichte der Tübinger Alamannia, Rottenburg a. Neckar 1909*, S. 115.

verbindungen. Das intensive Gemeinschaftsleben in diesen Institutionen zielte, so die These dieses Aufsatzes, unter anderem auf die Konstruktion stabiler männlicher Identitäten. Ihre Rituale und Alltagspraktiken waren darauf angelegt, Männlichkeitsvorstellungen zu entwerfen, zu wahren und zu stärken. Sie wurden zu einem zentralen Bestandteil der kollektiven Identität der Studentengruppen. Wie aber definierten die deutschen und englischen Studentengemeinschaften Männlichkeit? Welche Rolle nahm dieses Ideal in ihren Selbstbildern ein? Wie wurde man zu einem Mann?

Um diese Fragen quellennah beantworten zu können, soll der Blick auf zwei traditionsreiche Kleinstadtuniversitäten, Cambridge und Tübingen, gerichtet werden.⁵ Der Vergleich bietet die Möglichkeit, eine englische Collegeuniversität einer deutschen Universität mit starkem Verbindungswesen gegenüberzustellen – Tübingen war mit über 60 % korporierter Studenten eine Verbindungshochburg. Die Ergebnisse sind nicht national repräsentativ, aber sie können den deutsch-englischen Vergleich jenseits großflächiger Zuschreibungen voranbringen.

Gefragt wird nach „Identitätskonstruktionen“ im Studentenleben. Identität wird mit Jürgen Straub verstanden als „stets nur vorläufiges Produkt psychischer Akte, in denen das Denken, Fühlen und Wollen untrennbar ineinander greifen und die ihrerseits sozial konstituiert oder vermittelt sind“.⁶ Kollektive Identitäten „finden ihren Ausdruck im übereinstimmenden praktischen Verhalten sowie in qualitativen Selbst- und Weltbeschreibungen. Sie können bewusst sein, aber auch sogenanntes *tacit knowledge*, latentes Alltagswissen, das das Denken, Fühlen, Wollen und Handeln der Angehörigen des betreffenden Kollektivs gleichsinnig strukturiert und leitet“.⁷ Dieses Identitätswissen kann in konventionalisierten, ritualisierten Verhaltensformen wie auch in symbolischen Praktiken zum Ausdruck kommen und wird gleichzeitig erst durch diese erzeugt.⁸ Notwendig für die Stiftung kollektiver Identität ist es, Unterschiede zwischen dem Innenleben und der Umwelt einer Gruppe zu schaffen. Das Gemeinschaftsleben in Colleges und Verbindungen war im 19. und frühen 20. Jahrhundert in hohem Maße geprägt von ritualisierten Verhaltensformen, symbolischen Praktiken und Diskursen, die einer solchen Konstruktion von Unterschieden dienten. Norbert Elias hat darauf hingewiesen, dass die deutschen Studentenverbindungen im Kaiserreich der „Vereinheitlichung des Verhaltens und Empfindens“ der deutschen Oberschichten dienten.⁹ Damit übten sie eine Funktion aus, die in England von Public Schools und Colleges übernommen wurde. Ein Aspekt dieses Prozesses war die Konstruktion männlicher Identität.

5 Grundlegend und mit weiterer Literatur zur Geschichte der Universität Cambridge im späten 19. und 20. Jahrhundert Christopher Brooke, *A History of the University of Cambridge*, Vol. IV: 1870–1910, Cambridge 1993; einschlägig für Tübingen ist Sylvia Paletschek, *Die Universität Tübingen im Kaiserreich und in der Weimarer Republik. Der Wandel einer Institution und die permanente Erfindung einer Tradition*, Stuttgart 2001. Den Blick auf Studenten richtet Martin Biasoch, *Tübinger Studenten im Kaiserreich. Eine sozialgeschichtliche Untersuchung*, Sigmaringen 1996. Zweifellos nahmen Cambridge und Tübingen in den nationalen Universitätssystemen verschiedene Positionen ein. Dieses Problem wird berücksichtigt, beeinflusst einen Vergleich von Männlichkeitskonstruktionen jedoch nur bedingt.

6 Jürgen Straub, *Personale und kollektive Identität. Zur Analyse eines theoretischen Begriffs*, in: Aleida Assmann/H. Friese (Hrsg.), *Identitäten*, Frankfurt a. M. 1998, S. 73–104, hier S. 87.

7 Ebenda, S. 103.

8 Ebenda, S. 97.

9 Norbert Elias, *Studien über die Deutschen. Machtkämpfe und Habitusentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert*, hrsg. von Michael Schröter, Frankfurt a. M. 1989, S. 67 ff.

1. „Oppose the institution of a tyranny of the fair sex“
Ausgrenzung von Frauen und Konstruktion eines Fremdbildes

In Cambridge hatten die Männercolleges mit der Eröffnung von Girton College 1873 und Newnham College 1875 weibliche Konkurrenz bekommen.¹⁰ Diese Frauencolleges waren jedoch eigenständige Institutionen und nicht in die Universität eingegliedert. Ab den 1880er-Jahren wurden Studentinnen zwar zu den Abschlussprüfungen der Universität zugelassen, erhielten jedoch nicht den akademischen Grad des Bachelor of Arts. 1897 stimmte der Senat erneut über die Frage der Verleihung des Bachelor an Frauen ab, jedoch mit negativem Ergebnis: Nach monatelanger erhitzter Debatte standen 1713 zu 662 Stimmen gegen die Verleihung von *degrees* an Studentinnen.¹¹ Noch eindeutiger aber fiel das Votum der Cambridger Studenten aus, unter denen einige Tage zuvor eine Umfrage stattgefunden hatte. 2137 Undergraduates sprachen sich gegen *degrees for women* aus, 298 dafür.¹² In einer Petition an den Senat forderten über 2000 Undergraduates darüber hinaus, Frauen völlig aus der Universität herauszuhalten, und ein kleiner Kreis schwor sogar, den B. A. nicht anzunehmen, sollte dieser auch an Studentinnen vergeben werden.¹³ Als das Abstimmungsergebnis des Senates bekannt wurde, veranstalteten Studenten Freudenfeuer in der Stadt und feierten schließlich auf dem Marktplatz ein ausgelassenes Fest. Sie feierten „the triumph of the old order“ und damit den Triumph männlicher Macht auf traditionelle Cambridger Weise.¹⁴

Der 21. Mai 1897 setzte ein Zeichen, das die Stimmung gegenüber den Studentinnen in Cambridge bis zum Ersten Weltkrieg prägte. In zahlreichen *Debating Societies* wie auch in Collegezeitungen wurde das Thema der *women's degrees* immer wieder aufgegriffen und diskutiert – ein Zeichen dafür, wie stark das Thema die Studenten beschäftigte, aber auch eine diskursive Selbstversicherung der eigenen Identität. Die Debatten zeigen ein weit verbreitetes Bedürfnis nach fest abgegrenzten Geschlechterrollen, nach einer klaren Definition von Männlichkeit und Weiblichkeit. In ähnlicher Weise wie der Slogan „a man with a head and a woman with a heart“ ordneten andere Studenten Frauen und Männern jeweils verschiedene Eigenschaften zu, die Letztere für ein Studium qualifizierten, Erstere aber nicht. *Research* sei eine rein männliche Angelegenheit, da das weibliche Gehirn sich von *intuition* und *conjecture* leiten lasse, lautete ein solches Polaritätskonstrukt.¹⁵ *Natural differences* zwischen Mann und Frau, so brachte es ein Student auf den Punkt, seien unüberbrückbar, die Frau taugte nicht für die Universität, „as the female brain does not surpass a high mediocrity“.¹⁶ Der Bezug auf scheinbar naturgegebene Unterschiede einer Gruppe ist eine typische Form der Konstruktion kollektiver Identitäten.¹⁷ Sie postuliert, dass die „anderen“, die

10 Zur Geschichte des Frauenstudiums in Cambridge siehe Rita McWilliams Tullberg, *Women at Cambridge*, London, 2. Aufl. 1998. Die Entwicklung von Girton College begann 1869 in Hitchin, erst 1873 jedoch wurde es ein College am Rande Cambridges.

11 Ebenda, S. 116. Stimmberechtigt im Senat waren alle Träger eines Cambridger M. A.

12 Brooke, Cambridge, S. 297.

13 McWilliams Tullberg, *Women*, S. 114.

14 *The Granta* (1900–1), 11. 5. 1901, S. 17; McWilliams Tullberg, *Women*, S. 115.

15 *The Granta* (1900–1), 27. 10. 1900, S. 38.

16 *The Granta* (1904–5), 4. 2. 1905, S. 134.

17 Shmuel Noah Eisenstadt/Bernhard Giesen, *The Construction of Collective Identity*, in: *Archives européennes de sociologie* 36 (1995), S. 72–102, bezeichnen dies als „primordial code“ der Identitätskonstruktion (S. 77).

„outsider“ – in diesem Fall die weiblichen Studenten – nicht der eigenen Gruppe eingegliedert werden könnten, da sie unumkehrbar anders seien, was sich weder durch Erziehung noch durch Verständnis ändern lasse.¹⁸ Das fundamentale Anderssein des Anderen wird zur Bestätigung der Identität der eigenen Gruppe. Frauen, die sich an ein Studium wagten, brachten die Stabilität dieses Frauenbildes ins Wanken und stellten damit auch die traditionelle männliche Identität der Studenten in Frage. Die Bedeutung solcher Selbst- und Fremdbilder offenbarte sich auch darin, dass es gerade symbolische Gesten waren, mit denen man den Frauen in der Universität die Gleichheit verwehrte. Nahmen Frauen an denselben Prüfungen teil wie Männer, mussten ihre Namen auf getrennten Listen publiziert werden. Dies suggerierte, dass es sich nicht um direkt vergleichbare Leistungen handelte, und ersparte den männlichen Studenten, ihre Namen unter denen von Frauen zu sehen. Wurden Examensergebnisse vorgelesen, wurden zuerst die der Männer, dann die der Frauen genannt. Dennoch blieb es für die männlichen Studenten ein Schock, als 1890 eine Studentin besser als der beste Mann abschnitt: Der Vorleser kam durcheinander, unter den Zuhörern herrschte Chaos.¹⁹ Auch durften Frauen keine Talare tragen und die Bezeichnung *Undergraduate* blieb männlichen Studenten vorbehalten. Manche Professoren leugneten sprachlich die Existenz von Frauen in der Universität, indem sie ihr gemischtes Publikum stets nur mit „Gentlemen“ begrüßten. Ökonomische Überlegungen spielten für die Reaktionen der Studenten nur eine untergeordnete Rolle. Das Thema der Arbeitsmarktkonkurrenz erscheint in den Diskussionen der *Undergraduates* erst ab 1918, als sich die Arbeitssituation verändert hatte. Von dem Aufweichen traditioneller Geschlechterrollen befürchteten sie demnach weniger eine spezifische wirtschaftliche Konkurrenz als vielmehr einen allgemeinen Ordnungs- und Machtverlust.

Die Polarität der Geschlechter wurde im männlichen Diskurs der Zeit nicht als System zweier gleichwertiger Pole imaginiert, sondern hierarchisch. Die Macht des Mannes wurde aus der Unterordnung der Frau abgeleitet, Männlichkeit über die Fähigkeit definiert, „Frauen zu dominieren und eigene, als weiblich empfundene Züge zu beherrschen.“²⁰ Dies galt auch für Cambridger Studenten. Ein wichtiges Argument gegen Bachelor-Degrees für Frauen war, dass diese dann bald auch *full membership* und damit Abstimmungsrecht im Senat, dem höchsten universitären Entscheidungsgremium, fordern würden. Ein weiblicher Machtgewinn erschien vielen Studenten wie Professoren als unerwünscht und gefährlich.²¹ Die möglichen Folgen weiblichen Einflusses an der Universität illustrierte ein Theaterstück, das die *Cambridge Footlights*, eine Studententheatergruppe, erstmals im Jahr 1897 und dann erneut 1900 und 1904 aufführten.²² Die Handlung: Ein Amerikaner hat der Universität viel Geld gespendet und in den Colleges Frauen in Führungspositionen eingesetzt. Dies führt ins Chaos der „verkehrten Welt“: Als Collegeleiterinnen eingesetzte Frauen heiraten Studenten, die *Bedmakers Union* streikt und ihre Anführerin wird Collegeleiterin, die ehemalige Collegeleiterin ihre *maid*. Die Dozenten, die in der neuen Ordnung

18 Vgl. ebenda, S. 78, „the ‚others‘ cannot be converted and adopted, they are not guilty for committing a wrong choice, they cannot be educated, developed or even understood“.

19 Vgl. Elisabeth Leedham-Green, *A Concise History of the University of Cambridge*, Cambridge 1996, S. 178.

20 Planert, *Antifeminismus*, S. 279.

21 *Trinity College Archive* The Dabblers Debating Minutes 1904, hier: o. J., Debatte zum Thema: „That this house is in favour of conferring Degrees upon women“ (wird abgelehnt).

22 Zu Inhalt und Bewertung des Stückes siehe Robert Hewison, *Footlights! A hundred years of Cambridge comedy*, London 1983, S. 27 ff. Auch die Frauenrollen wurden stets von männlichen Studenten gespielt.

keinen Platz mehr haben, werden Bedienstete. Das *happy end* der Komödie: Alle Frauen heiraten und geben ihre Posten auf, mit dem Schlussmotto:

„Now feminine rule is ended, once more to men we bow
For guidance and light: and acknowledge their right
To rule us as they know how.“²³

Das Stück zeigt die Auflösung der traditionellen Geschlechterordnung an der Universität als Gefahr für die gesellschaftliche Ordnung. Durch die Regierung der Frauen werden akademisches Niveau, Funktionsfähigkeit der Colleges und schließlich auch die Klassenordnung in Mitleidenschaft gezogen. Mit dem Schlussvers bestätigen sich die Studenten selbst das Herrschen über Frauen als anerkanntes Kriterium männlicher Identität.

Schon 1897 gab es jedoch auch Studenten und Professoren, die sich für die Gleichberechtigung der Studentinnen einsetzten, und diese Gruppe wuchs im folgenden Jahrzehnt. Je öfter weibliche Studenten in Prüfungen hervorragende Leistungen erbrachten, umso weniger ließ sich eine Theorie weiblicher intellektueller Unterlegenheit aufrechterhalten. Es wuchs die Anzahl jener Studenten, die sich in Anbetracht der Tatsachen für die Verleihung des B. A. an Frauen aussprachen: „Woman have got higher education, why refuse degrees.“²⁴ Dennoch zogen die meisten Undergraduate-Societies eine Aufnahme weiblicher Kommilitonen vor 1914 nicht in Betracht. Der durchschnittliche Student, so ein kritischer Beobachter, bezeichne seine Kommilitoninnen als *frights* und *awful frumps* (Vogelscheuchen).²⁵ Damit folgten die Undergraduates der weit verbreiteten Strategie, gebildete und emanzipierte Frauen als hässlich und damit als nicht richtig weiblich zu verunglimpfen. Sie versuchten, die Illusion aufrechtzuerhalten, es existiere als stabiles Gegenbild zur eigenen männlichen Identität das „wirklich“ Weibliche, das sich nicht mit akademischer Bildung vereinen lasse. Die Rolle der Colleges als rein männliche Gemeinschaften wurde schließlich erst in den 1960er-Jahren in Frage gestellt.²⁶

Verbindungsstudenten und das Frauenstudium

Mit vier Studentinnen im Jahr 1904 begann das Frauenstudium in Tübingen sehr behutsam und spät. Diese geringe Zahl – in Cambridge studierten 1900 bereits über 300 – war zweifellos ein Grund dafür, dass in Tübingen organisierte Proteste der männlichen Kommilitonen ausblieben. Diskussionen um Frauenstudium und um das „Wesen“ der Frau, wie sie in Cambridge zentral waren, wurden vor allem auf der Ebene der Verbandszeitungen geführt bzw. sind nur dort dokumentiert – mit eindeutig ablehnendem Votum.²⁷ Vor Ort äußerte sich diese Ablehnung darin, dass gerade Verbindungsstudenten sich den Studentinnen gegenüber unfreundlich, abschätzig und unhöflich verhielten. „Distanziertes bis ekelhaftes Verhalten“ der männlichen Kommilitonen gaben einige der von Edith Glaser befragten Frauen an, die sich an die Frühphase des Frauenstudiums in Tübingen erinnerten. Daneben

²³ Zit. nach Hewison, *Footlights*, S. 29.

²⁴ *The Granta* (1904–05), 4. 2. 1905, S. 134.

²⁵ *The Granta* (1903–04), 7. II. 1903, S. 63.

²⁶ Das erste gemischte College war Darwin College, es wurde 1965 als gemischtes Graduate College gegründet. Von den Undergraduate-Colleges machten King's und Churchill 1972 den Anfang, als letztes College folgte Magdalene 1987; vgl. Brooke, *Cambridge*, S. 528, 531.

²⁷ Eine Untersuchung der Position der Burschenschaftlichen Blätter und der Akademischen Blätter (*Zeitschrift des Kyffhäuser-Verbandes*) bei Planert, *Antifeminismus*, S. 59–64.

berichten sie von vereinzelt Bemerkungen gegen das Frauenstudium im Allgemeinen und Protesten gegen gute Noten für Studentinnen: Wurde eine Studentin von einem Professor gelobt, reagierten die Kommilitonen mit Fußescharren, machte sie eine gute Prüfung, sogar mit „Wut und Empörung“.²⁸ Weibliche intellektuelle Leistung wurde hier offensichtlich ebenso wie in Cambridge nicht oder nur widerwillig anerkannt. Auch indem sie Studentinnen die höfliche Zuverlässigkeit, die ihnen sonst gegenüber Frauen Pflicht war, vorenthielten, demonstrierten Verbindungsstudenten ihre Ansicht, Weiblichkeit und Studium ließen sich nicht vereinbaren. Vielfach grüßte man Studentinnen nicht, selten wurde mit ihnen geredet, oft über sie hinweggesehen: Sie galten als nicht existent.²⁹

Inszenierung der Geschlechterordnung

In den Verbindungen prägten Rituale und Strategien den Alltag, die der Festigung männlicher Identität dienten. Ein Beispiel ist die räumliche Inszenierung der Geschlechterrollen. Bei Stiftungsfesten, Festkommers, Tanzstunden und gelegentlichen Teegeselligkeiten waren Frauen in den Verbindungshäusern zu Gast – im Normalfall jedoch keine Studentinnen, sondern Töchter und Frauen von Alten Herren sowie Schwestern von Verbindungsbrüdern. Diese Veranstaltungen dienten gerade durch die Teilnahme von Frauen sowohl der äußeren Abgrenzung der Männergemeinschaft wie auch der Einübung traditioneller Geschlechterrollen. Zahlreiche Festbeschreibungen geben einen Eindruck davon, dass man die Trennung der Geschlechter bei Festen räumlich inszenierte: Meist saßen die Männer im Kreis oder in einem Pulk in der Mitte des Festsaales, während die Frauen „auf einem besonderen Podium als Zuschauerinnen“ oder „auf der Galerie“ Platz nahmen.³⁰ Diese Trennung von Männern im Zentrum der Veranstaltung und Frauen als schmückendes Beiwerk spiegelt sich ebenfalls in der beliebten sprachlichen Figur des „reichen Flor an Damen“, der die Feste der Franconia laut ihrem Festberichtersteller kennzeichnete.³¹ Auch beim gemeinsamen Kaiserkommers der Verbindungen bemerkte der Beobachter: „der Damenkranz umrankte die Galerien“ – eine Metapher, die die Passivität der weiblichen Gäste im Gegensatz zur aktiv feiernden Männergesellschaft hervorhebt, sie sprachlich als eine Art Dekoration fasst und die räumliche Geschlechtertrennung dem Leser bildlich vor Augen stellt.³² Die einzige Gelegenheit, bei der Studenten engeren Kontakt mit jungen Frauen aus ihrem sozialen Milieu hatten, war die Tanzstunde und damit eine Veranstaltung, die als Inbegriff gesellschaftlichen Rollenverhaltens galt (und gilt). Der Widmungsspruch schließlich, mit dem die Damen der Guestfalia „in echtem deutschen Frauensinn“ der Verbindung einen „Linnenschatz“ überreichten, macht deutlich, dass eine wichtige Funktion der Frauen im Verbindungsleben die Affirmation der Männlichkeit war:

28 Edith Glaser, *Hindernisse, Umwege, Sackgassen. Die Anfänge des Frauenstudiums am Beispiel der Universität Tübingen (1904–1934)*, Diss. Tübingen 1989, S. 243, 143.

29 Ebenda, S. 246. Das Verhältnis zwischen nicht-korporierten Studenten und Studentinnen war meist besser.

30 Heinrich Münzenmaier, *Geschichte der Landsmannschaft Schottland zu Tübingen 1849–1924*, Stuttgart 1924, S. 118, 80.

31 Eduard Schneider, *Bilder aus der Vergangenheit des Korps Franconia zu Tübingen. Zur Jahrhundertfeier des Korps 1821–1921*, Stuttgart 1921, S. 174. Es fanden auch Feste „in gemischten Reihen“ statt, die obige Trennanordnung überwiegt jedoch.

32 Tübinger Chronik, 1. 2. 1909, S. 1.

„Für ihre Männer, für ihre Söhne,
Die kämpften in geschlossnen Reihn,
Für alles Gute, Wahre, Schöne
Mit Leib und Seele traten ein.“³³

Die Frauen bestätigten den Männern die Charakteristika, mit denen sich diese selbst beschrieben: Geschlossenheit in einer Art Kampfgemeinschaft, Glauben an Ideale, Opferbereitschaft. Symbolische Festanordnungen und die Beschränkung des Kontaktes zu Frauen auf bestimmte, die Polarität der Geschlechter symbolisch verdichtende Situationen lassen sich als „rituelle Aufführungen“ zur außersprachlichen Konstruktion von Identität lesen.³⁴ Männliche Gemeinschaft, Geschlechterpolarität und Rollenverhalten wurden in der Inszenierung von allen Beteiligten erfahren, eingeübt, unabhängig davon, ob sie sich dessen bewusst wurden oder nicht. Das Collegeleben dagegen, das Frauen fast völlig ausschloss, eignete sich nicht zur Einübung gesellschaftlichen Rollenverhaltens gegenüber Frauen. Wohl aber inszenierte es immer wieder die Männergemeinschaft. Die Polarität der Geschlechter wurde demnach dort nicht im Alltag erfahren, jedoch diskursiv konstruiert.

2. Ein Mann werden

Wenn auf der einen Seite männliche Geschlechtszugehörigkeit von den Studenten in Verbindungen und Colleges zum Aufnahmekriterium in ihre Gemeinschaft gemacht wurde, galt Männlichkeit andererseits als etwas, das erst noch zu erwerben sei, und wurde zum Ziel des Studentenlebens erhoben. Die Verbindungen schärfen durch die wortreiche Wiederholung dieses Ziels Mitgliedern wie auch Außenstehenden ein, dass Verbindungen essenziell männliche Gemeinschaften seien: „Manneswürde“, „Mannhaftigkeit“, „ein rechter deutscher Mann voll Ehre“ zu werden versprach das Verbindungsleben, denn, so die Argumentation des Corps Franconia: „alle die Eigenschaften, die ihn zu einem guten Corpsstudenten machen, schaffen ihn zu einem ganzen Manne“.³⁵ Neben „Vaterland“ war „Männlichkeit“ eines der häufigsten Schlagworte im Diskurs der Verbindungsstudenten.

Auch in Cambridge spielte „masculinity“ im Diskurs eine wichtige Rolle. Einen besseren Indikator für die Bedeutung des Männlichkeitsideals als „Studienziel“ stellen jedoch jene Praktiken dar, mit denen Männlichkeit erreicht werden sollte: die *team games* in Cambridge und das (Mensur-)Fechten in Tübingen. Die mit ihnen verbundenen Männlichkeitsvorstellungen wurden so dominant, dass sie Wertekanon und Verhaltensstandard selbst derjenigen Studenten prägten, die sich nicht an ihrer Ausübung beteiligten. Das studentische Fechten ist bisher stets als deutsches Spezifikum betrachtet worden und wird vielfach als dem englischen Sport entgegengesetzte Praxis bewertet.³⁶ Ein Blick auf die vor allem in den (jeweils klassenspezifischen) Männlichkeitsidealen überraschend weitgehenden Parallelen ist erhellend, wobei ein Hauptgegensatz bleibt: der des Körperverständnisses.

³³ August Vezin, *Hundert Jahre Tübinger Guestfalia 1859–1959*, Köln 1965, S. 136.

³⁴ Zum Begriff der rituellen Aufführung vgl. Gunter Gebauer/Christian Wulf, *Spiel, Ritual, Geste. Mimetisches Handeln in der sozialen Welt*, Reinbek 1998, S. 147.

³⁵ Archiv Franconia, *Constitution des Corps Franconia*, o. J., S. 3.

³⁶ Christiane Eisenberg, „English Sports“ und deutsche Bürger. Eine Gesellschaftsgeschichte 1800–1939, Paderborn u. a. 1999, S. 208, ist ein Beispiel dafür, nur die gegensätzlichen Aspekte von Sport und Mensurfechten zu betonen. Zum Duell in Deutschland s. Ute Frevert, *Ehrenmänner. Das Duell in der bürgerlichen Gesellschaft*, München 1991.

Sport macht Männer

Sport prägte zwischen 1900 und 1914 nicht nur die englischen Public Schools, sondern auch das Studentenleben in Oxford und Cambridge.³⁷ Jedes College hatte Clubs für die verschiedensten Sportarten, daneben gab es zahlreiche collegeübergreifende Sportclubs. Rudern, Rugby, Fußball, Boxen, Tennis, Hockey, Golf, Fechten, Cross Country, Cricket und Lacrosse waren ein Hauptthema sämtlicher Studentenzeitungen.³⁸ Collegemagazine beschäftigten sich selbst in solchen Artikeln, die eigentlich anderen Themen gewidmet waren, immer wieder mit Sport. Sport war allgegenwärtig, die meist gelesenen Zeitungen waren Sportzeitungen; auch Festreden, Predigten und Briefe bezogen sich häufig auf den Sport.³⁹ Erfolgreiche Athleten wurden wie Helden verehrt und nahmen innerhalb des Colleges oft eine dominante Position ein. Sogar die Beliebtheit eines Colleges hing stark von dem Erfolg seiner Rudermannschaft ab.⁴⁰ Sport war ein Moment, über das Cambridger Studenten ihre Identität definierten, und dies so erfolgreich, dass noch heute gerade Ausländer mit Cambridge spontan und vor anderen Dingen rudernde Studenten assoziieren.

Die Entwicklung des Sports zu einem zentralen Bestandteil des Studentenlebens wurzelt im viktorianischen Public-School-System. In den 1840er-Jahren begannen die ersten Schulen Spiele wie Fußball oder Cricket als Bestandteil ihrer Erziehung zu propagieren. Von der körperlichen Betätigung in der Gruppe erhoffte man sich positive Auswirkungen auf Disziplin und Sexualmoral der Schüler. *Team games* breiteten sich schnell unter den um Schüler konkurrierenden Schulen aus und die Headmaster-Generation der 1850er-Jahre entwickelte eine legitimierende *games*-Ideologie, die als ihr Ziel das *training of true men* formulierte. Die – inzwischen gut untersuchte – Sportideologie war von Anfang an vor allem eine Männlichkeitsideologie; ihre Prinzipien lauteten „muscular, moral, and manly“.⁴¹ Public-School-Schüler, die über 80 % der Cambridger Studentenschaft ausmachten, brachten den Sport und die mit ihm verbundenen Ideale im Laufe der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nach Cambridge.

Team games förderten in der Sicht der Studenten *manliness* in körperlicher und charakterlicher Hinsicht. Denkweisen wie: „a man who could row a good course must have physical, moral and mental powers all developed“ waren verbreitet.⁴² Die Vorteile des Ruderns,

37 Einschlägig für die Rolle des Sportes in den Public Schools ist James A. Mangan, *Athleticism in the Victorian and Edwardian Public School. The Emergence and Consolidation of an Educational Ideal*, Cambridge 1981.

38 The Granta berichtete wöchentlich auf durchschnittlich 4 von 16 Seiten über die einzelnen Sportclubs in Universität und Colleges, andere wie The Cambridge Gownsmen, The Cambridge Review und viele Collegezeitungen in ähnlichem Verhältnis.

39 Ein prägnantes Beispiel ist eine Festrede des Deans von Jesus College, von deren acht Seiten drei ausschließlich dem College Sport gewidmet sind; s. The Chanticleer (Jesus College Magazine), Michaelmas Term 1912, S. 9–17. Ein Beispiel für Ruderfanatismus sind auch die Briefe des späteren Philosophen G. E. Moore; vgl. Paul Levy, G. E. Moore and the Cambridge Apostles, London 1979, S. 47.

40 Das Magazin des Peterhouse College bemerkte: „That a College is judged by its place on the river is a maxim that is not believed because it is a platitude“; The Sex, Lent Term 1913, S. 5.

41 James A. Mangan, *Social-Darwinism and Upper-Class Education in late Victorian and Edwardian England*, in: ders./James Walvin (Hrsg.), *Manliness and Morality. Middle-class Masculinity in Britain and America, 1800–1940*, New York 1987, S. 135–159, hier S. 135. Zur Frage der Verbreitung des Sportes in der englischen Gesellschaft vgl. Neil Tranter, *Sport, Economy and Society in Britain 1750–1914*, Cambridge 1998.

42 King's College Archive, *Eleven Society Minute Book 1907–1909*, hier: 1907, vgl. auch The Dial (Queens' College Magazine), Lent Term 1912, S. 53: „the physical fitness necessary for and brought about by rowing must inevitably have its effects on the brain“.

des Cambridger Königssportes, wurden oft stellvertretend für alle anderen Sportarten diskutiert. Die Argumente offenbaren auf der einen Seite ein körperliches Männlichkeitsideal, dessen wichtigste Attribute „muskulös“, „groß“ und „schlank“ waren. Rudern wurde angepriesen mit der Begründung: „it develops muscles more quickly and universally than any other kind of exercise“.⁴³ Ruderer galten dementsprechend als besonders männlich. Die etwas ironisch überzeichnete Beschreibung eines Studenten im *King's College Magazine* spielt auf das gängige Schönheitsideal an: „All stiff conventionality of our hideous twentieth century garb did not suffice to hide entirely the athletic contours of that alert and youthful frame. He was young [...], and with his clean shaven face, his square shoulders, his unconquerable grey eye, he promised to develop into a veritable beau-ideal of anglo-saxon manhood.“⁴⁴

Stärke, Unbeugsamkeit, auch Härte (*unconquerable*) als männliche Eigenschaften wurden im Körper des Sportlers nach außen dargestellt. Harmonie und Ordnung der Züge kamen als Schönheitsideal hinzu: „il [der Sportler] sent en lui-même se délier ses muscles, s'équilibrer son corps, grandir et préciser la force; il a la foi en la culture physique“; schwärmte ein französischer Gast des Gonville and Caius College.⁴⁵ Der Sportlerkörper symbolisierte und demonstrierte bestimmte Eigenschaften nach außen, prägte aber auch die Persönlichkeit des Sportlers. Der Sportler inkorporierte bestimmte Werte und Dispositionen, diese „Einkörperung“ prägt Identität unterhalb der Verstandesebene.⁴⁶

Ein solches Schönheitsideal verkörperte für viele Rupert Brooke. Brooke, der 1906–1909 am *King's College* studierte, war als Student Dichter und herausragender Athlet und wurde 1914 für seine Kriegsgedichte berühmt. Der von Winston Churchill nach Brookes Kriegstod 1915 in der *Times* veröffentlichte Nachruf stilisierte ihn zur Verkörperung des englischen Männlichkeitsideals, gipfelnd in den Worten: „Joyous, fearless, versatile, deeply instructed, with classic symmetry of mind and body, he was all that one would wish England's noblest sons to be in days when no sacrifice but the most precious is acceptable.“⁴⁷ Symmetrie, Harmonie der Züge werden gepriesen, das klassische griechische Schönheitsideal wird zitiert. Brooke selbst war stets ängstlich, seine Erscheinung wirkte zu weiblich.⁴⁸ Er wurde zum scharfen Gegner weiblicher Emanzipation, polemisierte gegen Homosexualität und äußerte sich offen antisemitisch. Man kann diese Konstruktion von Feindbildern als Versuch deuten, über stabile Negativbilder die eigene Identität zu stabilisieren. Auch im Hinblick auf seine Sexualmoral war Brooke verunsichert, schwankte zwischen Puritanismus und freizügiger Sexualität, hatte auch homosexuelle Erfahrungen gemacht. Seine Liebesbeziehungen endeten meist in Depressionen.⁴⁹ Wenn er auch kein Durchschnittsstudent war, verkörpert Brooke doch die Ängste und Unsicherheiten vieler seiner Kommilitonen, die nach einem stabilen Identitätskonzept suchten.

43 King's College Archive, Eleven Society Minute Book 1907–1909, hier: 1907.

44 Basileona (*King's College Magazine*), 1. Juni 1900, S. 11.

45 The Caian (*Gonville and Caius College Magazine*), Michaelmas Term 1913, S. 54 f.

46 Zu dieser hier nur sehr unvollkommen dargestellten Beziehung ausführlich Pierre Bourdieu, Sozialer Sinn, Kritik der theoretischen Vernunft, Frankfurt a. M. 1987.

47 The Times, 26. 4. 1915.

48 William E. Laskowski, Rupert Brooke, New York 1994, S. 10.

49 Ebenda, S. 1–30.

Männliches und Unmännliches

Das Ideal des männlichen Körpers übte auf die Studenten große Faszination aus. Die Studentenzeiten geben vielfach wieder, dass Spitzensportler wegen ihres Körpers bewundert, manchmal geradezu angebetet wurden.⁵⁰ Der Athlet wurde damit zum „Modellgeber“, nach dessen Vorbild die Studenten ihre Körper zu modellieren suchten.⁵¹ Das Streben nach einem männlichen Körper, gekennzeichnet durch Muskeln, Größe, Breitschultrigkeit, „fitness and strength“⁵² etc. wirkte identitätsstiftend auch für die Gemeinschaft, da sich so die körperliche Erscheinung der Studenten vereinheitlichte. Der Körperkult des Edwardianischen Cambridge spiegelt sich in der Anmerkung des Londoner Satiremagazins *Punch*, der alte Name des Cambridge Colleges *Corpus* (kurz für *Corpus Christi*) nehme unter aktuellen Bedingungen eine ganz neue Bedeutung an.⁵³ Männer mussten sich in Aussehen und Verhalten davor in Acht nehmen, zu „verweiblichen“. So urteilte die *St Catharine's Debating Society*: „parting hair down the middle is an effeminate practice“, und „afternoon tea is effeminate and unnecessary“.⁵⁴

Der Körper des Sportlers, der Stärke und Ausgewogenheit der Züge („s'équilibrer son corps“) präsentierte, konnte auch als Symbol für Ordnung und Stärke der englischen Gesellschaft gelesen werden. Männlichkeit „wurde beschworen zum Schutz der bestehenden Ordnung angesichts der Gefahren der Moderne, die die klare Unterscheidung zwischen dem, was normal, und dem, was als Abnorm zu gelten hatte, bedrohte“.⁵⁵

Neben der Weiblichkeit als Fremdbild, gegen das sich männliche Identität abgrenzen konnte, schuf man andere Gegenbilder. Ein solches war die in Studentenzeiten gern karikierte Figur des kleinen Schwächlings: „I am small and of no reputation, feeble withal and nervous“, stellt sich diese imaginäre Figur in der *Granta* vor.⁵⁶ Ihr „unmännliches“ Aussehen wird mit einem „unmännlichen“, nervenschwachen Charakter gleichgesetzt. Der Körper erscheint als Abbild des Charakters, um die Illusion eindeutig sichtbarer Differenzen zwischen Selbst- und Fremdbild aufrechtzuerhalten. Die Konstruktion einer männlichen Identität war meist mit einem gewissen Antiintellektualismus verbunden: Der lernende Student wurde vielfach als unmännlich, blass und schwächlich dargestellt.

Als Gegenbild der „wahren“ Männlichkeit, als Verkörperung der Anomalität diente vielfach auch „der“ Homosexuelle. In Cambridge hatte *King's College*, das aufgrund besonders hoher Prüfungsanforderungen als sehr intellektuell galt, den Ruf eines tendenziell zur Homosexualität neigenden Colleges.⁵⁷ *Kingsmen* wurden vielfach in Satiren und Spottversen mit eben denjenigen Kriterien lächerlich gemacht, die im Diskurs der Zeit als Merk-

50 Vgl. u. a. die Satire in *The Granta* (1905–06), 3. 3. 1906, S. 215, Vorwort: „Nerves“.

51 Zum Begriff des Modellgebers Gebauer/Wulf, Spiel, S. 41.

52 *The Dial*, Lent Term 1912, S. 53.

53 *Punch*, 8. Nov. 1873, p. 184.

54 *St Catharine's College Archive, Debating Society – Minutes*, 1901 u. 1904; vgl. auch James A. Mangan, „Oars and the Man“: Pleasure and Purpose in Victorian and Edwardian Cambridge, in: *The British Journal of Sports History* 1 (1984), S. 245–271, hier S. 250.

55 George L. Mosse, Nationalismus und Sexualität. Bürgerliche Moral und sexuelle Normen, München/Wien 1986, S. 34.

56 *The Granta* (1905–06), 3. 3. 1906, S. 215.

57 Lancelot P. Wilkinson, *A Century of King's, 1873–1972*, Cambridge 1980, S. 18. Zu King's als besonders intellektuellem College siehe Brooke, Cambridge, S. 33 ff.

male für Homosexualität galten: Schwächlichkeit, Nervosität, Blässe, auch Hässlichkeit.⁵⁸ Dass es homosexuelle Collegemitglieder gab,⁵⁹ war zwar bekannt, doch dürfte die weniger sport- und muskelbetonte Atmosphäre des Colleges andere Studenten dazu verleitet haben, *Kingsmen* durch das Verdikt der Homosexualität auszugrenzen. Homosexuelle Neigungen offen zu zeigen war wohl nur in Einzelfällen selbstbewussten Persönlichkeiten möglich, zumal homosexuelle Akte bestraft werden konnten.⁶⁰

Das Männlichkeitsideal des Sportes verband einen muskulösen Körper mit einem starken Charakter. Selbstüberwindung bzw. Selbstdisziplin und Härte standen in der Liste der positiven Charaktereigenschaften, die der Sport angeblich förderte, ganz oben: „It is the heroic consciousness of having done some work, the feeling that he has really tried hard to kill himself, that makes a rowing man always a man“, war das Fazit eines Artikels, der sich mit der Frage beschäftigte, was die Studenten bewegte, Sport zu treiben.⁶¹ Gewiss spielte Vergnügen am Sport eine wichtige Rolle, doch übte auch das Männlichkeitsideal, das sich im Sportsmann verkörperte, eine starke Anziehungskraft aus.⁶² Selbstlosigkeit und Aufopferung für die Gruppe gehörten mit zu diesem Männlichkeitsideal. Ein Student argumentierte, „in rowing every man worked for the benefit of the boat and not of himself. More keenness was shewed in rowing than in any sport“.⁶³ Auch folgendes Gedicht aus *The Granta* verbindet das Gemeinschaftserlebnis mit Selbstüberwindung und Härte:

Yet everyday is just the same
though my nose be red an my fingers blue
I visit the river and sink my name
and be one eighth of an eight-oarsed crew.⁶⁴

Fast als Ritual wird hier der tägliche Akt des selbst überwindenden Einfügens in die Gemeinschaft dargestellt, der morgendlichen Kälte trotzend und Härte demonstrierend. Männlichkeit forderte schließlich auch das Ertragen von Schmerz. Viele Sportarten bargen eine hohe Verletzungsgefahr und wurden mit intensivem Körperkontakt gespielt, Rugby ist hier nur ein Beispiel. Tennis und Golf galten manchen als ungeeignete Schulsportarten, da sie „insufficiently painful“ waren.⁶⁵ Auch in Cambridge stand Tennis zeitweise als „ladies' game“ in der Wertschätzung weit tiefer als die klassisch harten Sportarten Rugby oder Rudern.⁶⁶

58 Für das zeitgenössische Feindbild des Homosexuellen in England vgl. Richard Holt, *Sport and the British*, Oxford 1989, S. 91.

59 Vgl. Wilkinson, *King's*, S. 18, 38 f., 51.

60 Brooke war auch Mitglied der Apostles, wandte sich aber heftig gegen deren Homosexualität, was schließlich wohl auch zum Bruch mit der Gruppe führte; Laskowski, Rupert Brooke, S. 4. Zu verborgener Homosexualität u. a. Jean Moorcroft Wilson, Siegfried Sassoon. *The Making of a War Poet, 1886–1918*, Trowbridge 1998, S. 117, 119.

61 *The Granta* (1903–04), 31. 10. 1903, S. 33–34. Ähnlich R. C. Lehmann, *Rowing at Cambridge*, in: *English Illustrated Magazine*, April 1889, S. 153.

62 Richard Holt hebt den Einfluss von Ideologien und Körperidealen auf den Sport hervor: „Sport is cultural as well as physical, and what we do with our bodies is very much a product of what we think we ought to do with them“; Holt, *Sport*, S. 3.

63 *King's College Archive, Eleven Society Minute Book 1907–1909*, hier: 1907.

64 *The Granta*, 25. 1. 1889, S. 12. „Oars“ sind Ruderer.

65 Mangan, *Athleticism*, S. 187.

66 *The Granta* (1919–20), 30. 1. 1920, S. 153.

Männer mit Schwertern

Ebenso wie der *team sport* in Cambridge war das Fechten im Tübinger Verbindungsleben zwischen 1900 und 1914 zentral. In mindestens 24 der 29 im Jahr 1900 existierenden Verbindungen wurde gefochten. Zwar verpflichteten nur 12 dieser Verbindungen ihre Mitglieder zu einer bestimmten Anzahl von Mensuren, daneben wurden jedoch viele freiwillige Mensuren gefochten und Fechtkurse abgehalten, um die Duellfähigkeit der Mitglieder zu gewährleisten.⁶⁷ Die mit dem Fechten verbrachte Zeit variierte; vor allem Corps, Burschenschaften und Landsmannschaften fochten sehr viel, Erstere z. B. jeden Morgen vor dem Frühstück und nochmals gemeinsam vor dem Mittagessen.⁶⁸ Fechten taucht in Semesterberichten regelmäßiger als alle anderen Tätigkeiten auf, Verbandszeitungen, Festreden und auch die Freistudentenschaft setzten sich mit dem Thema auseinander. Auch andere Sportarten wie Reiten, Wandern, Turnen, Skifahren, Schwimmen, Tanzen, Schlittschuhlaufen und Tennis waren beliebt – im Mittelpunkt stand jedoch das Fechten, das ein Kernbestandteil des Männlichkeitsideals der Verbindungsstudenten war bzw. dieses Ideal mit prägte.

Studentisches Fechten war ab dem 19. Jahrhundert eine Besonderheit des deutschen Kulturraums. Zwar hatten im 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts auch viele Oxbrider Studenten noch fechten gelernt, aber dort schwand dieser Brauch und es entwickelte sich nie eine spezifisch akademische Fechttradition.⁶⁹ Die Grundlage für die deutsche studentische Fechttradition war das mittelalterliche ständische Recht der Universitätsmitglieder, ebenso wie Adelige und Angehörige des Militärs Waffen zu tragen. Im 17. Jahrhundert wurde der Degen fester Bestandteil studentischer Kleidung und Standessymbol,⁷⁰ das Fechten Teil der akademischen Kultur. Damit zählten Studenten zur „satisfaktionsfähigen Gesellschaft“;⁷¹ der Oberschicht, die ihre ständische und persönliche Ehre durch Duelle verteidigen konnte. Bis ins 20. Jahrhundert hinein fochten Studenten zahlreiche Duelle mit nicht wenigen Todesopfern. Sie verteidigten das Duell als Mittel der Disziplinierung und verwiesen auf seine angeblich positiven Auswirkungen auf studentisches Verhalten – eine Parallele zu der Disziplinierungsfunktion, die dem Sport in den englischen Universitäten zugeschrieben wurde. Im Gegensatz zu England jedoch forderte diese studentische Tradition den Verstoß gegen geltendes Recht – Duell und Mensur waren im Kaiserreich verboten.

Prägender als das Duell war für das Studentenleben die Tradition des „akademischen Fechtens“ mit dem Höhepunkt der Mensur, einem stark ritualisierten Fechtkampf, der einen Todesfall so gut wie ausschloss.⁷² Mensuren wurden unter den Korporationen verab-

67 Zahlen nach Biastoch, *Tübinger Studenten*, S. 140 f. Katholischen Studenten war die Mensur von der Kirche verboten, dennoch nahmen viele zumindest am Fechtunterricht intensiv teil.

68 Schneider, *Franconia*, S. 206.

69 Ute Frevert, *Bürgerlichkeit und Ehre. Zur Geschichte des Duells in England und Deutschland*, in: Jürgen Kocka (Hrsg.), *Bürgertum im 19. Jahrhundert*, Bd. 3, München 1988, S. 101–140, hier S. 110. Zu der Frage, warum in England die Duelltradition ausstarb, vgl. Anthony E. Simpson, *Dandelions on the Field of Honor: Dueling, the Middle Classes, and the Law in Nineteenth-Century England*, in: *Criminal Justice History 9* (1988), S. 99–135.

70 Harm-Hinrich Brandt, *Studentische Korporationen und politisch-sozialer Wandel – Modernisierung und Antimodernismus*, in: ders./Wolfgang Hardtwig (Hrsg.), *Deutschlands Weg in die Moderne. Politik, Gesellschaft und Kultur im 19. Jahrhundert*, München 1993, S. 122–145, hier S. 124 f.

71 Elias, *Studien*, S. 67 ff.

72 Die Tübinger Entwicklung ist dargestellt bei Martin Biastoch, *Das studentische Mensur- und Duellwesen im Kaiserreich am Beispiel der Tübinger Corps Franconia, Suevia und Borussia zwischen 1871 und 1895 dargestellt*, Staatsexamensarbeit, Tübingen 1980.

redet. Im Kampf standen sich die Kontrahenten in festgelegtem Abstand gegenüber und durften sich weder nach vorne bewegen noch zurückweichen. Ihr Körper war geschützt, zudem erlaubten die Regeln nur den Kopf des Gegners als Ziel. In Übungsstunden war der Kopf ebenfalls geschützt, während der Mensur jedoch kaum oder gar nicht.⁷³ Je nach Korporation war eine bestimmte Anzahl von Messuren nötig, um vollwertiges Mitglied zu werden. Ziel des Kampfes war es nicht, den Gegner kampfunfähig zu machen, sondern die festgelegte Kampfzeit durchzuhalten. Die Betonung lag mehr auf der Ausdauer als auf dem Austeilen guter Schläge, verlangt wurde Unbewegtheit angesichts von Gesichtsverletzungen. Dass Verletzungen mehr als nur Begleiterscheinung der Mensur, sondern intendiert waren, zeigt der Verzicht auf fast jeglichen Kopfschutz, um „männliche Härte“ zu demonstrieren und diese in Gestalt der Schmisseein Leben lang vorweisen zu können.⁷⁴

„Die Mensur muss Rückgrat des Corpsstudententums bleiben, denn sonst würden die Corpshäuser Casinos für blasierte Jünglinge werden“, betonte ein Mitglied der Franconia.⁷⁵ Der „blasierte Jüngling“ diente als Negativbild des „ganzen Mannes“, zu dem das Corpsleben, so die Konstitution der Franconia, ausbilde. Männlichkeit war nicht gegeben, sondern musste erworben werden, und die Verbindungen versprachen hier Hilfe. Der Boom des Verbindungsstudententums nach 1870, der bis 1914 mit einem deutlichen Anstieg der Anzahl der gefochtenen Messuren pro Student einherging, kann als Folge des Bedürfnisses nach einer gesicherten männlichen Identität erklärt werden. Die Männlichkeits- und Mensurideologie wurde so dominant, dass immer mehr Verbindungen ihre Mitglieder zu Bestimmungsmessuren verpflichteten und immer mehr Studenten freiwillige Messuren fochten.⁷⁶

Das Männliche im Messurfechter

Körperliche Eigenschaften, dies wohl der deutlichste Unterschied zu Cambridge, waren unter Verbindungsstudenten sekundär in der Definition von Männlichkeit. Nirgends wird die Ausbildung von Muskeln als Zweck des Fechtens bezeichnet, und die Neigung zum Ansatz von Bierbäuchen, wie sie als Folge exzessiven Bierkonsums den Verbindungsstudenten eigen war, widersprach nicht dem Ideal der Männlichkeit. Zwar blieb der Körper nicht völlig unbeachtet. Sowohl dem Fechten als auch anderen Übungen wurde als Ausdauertraining eine positive Wirkung zugesprochen. Das in Tübingen verbreitete Reiten wurde für seine Auswirkungen auf die „Körperbildung“ gelobt. Ein Mitglied der Guestfalia betonte die positiven Wirkungen des Turnens mit dem Leitspruch „mens sana in corpore sano“.⁷⁷

Der Turnerkörper war jedoch kein allgemein angestrebtes Ideal. Insgesamt wurde wenig geturnt, zumal es als eher kleinbürgerlich und damit weniger standesgemäß galt. Männlichkeit demonstrierte man nicht mit einem durchtrainierten Sportlerkörper, sondern mit Gesichtsnarben (*Schmissen*) – auf Gruppenfotos posierten Studenten gerne so, dass ihre

73 Biastoch, *Mensur- und Duellwesen*, S. 22.

74 Vgl. Universitätsarchiv Tübingen (UAT) 367/47, Chronik SS 1911. Der Chronist berichtet, die Saxonia habe vergeblich versucht, sich mit den anderen Burschenschaften auf einen Augenschutz zu einigen.

75 Archiv Franconia, III A8 Corps-Jahresberichte Franconia Tübingen 1900–1918, hier S. 1912.

76 Von fakultativ zu verpflichtend schlagenden Verbindungen wurden zwischen 1870 und 1914 unter anderem die Saxonia, die Landsmannschaft Schottland und die Burschenschaft Derendingia; zur stetigen Zunahme von Messuren vgl. W. Hopf, Die Burschenschaft Derendingia 1877–1927, Tübingen 1927, S. 31; Münzenmaier, Schottland, S. 72 ff. Vgl. auch Biastoch, *Mensur- und Duellwesen*.

77 Alfred Vollmer, *Geschichte der akademischen Verbindung Guestfalia zu Tübingen, 1859–1909*, Ulm 1909, S. 91.

Narben gut zu sehen sind. Dieses Schönheitsideal widersprach der Cambridger Auffassung von gutem Aussehen deutlich. Ein Cambridger Student, der nach einem Deutschland-Besuch das Mensurfechten durchaus mit Sympathie beschrieb, kommentierte: „The athletic results [of fencing], however, are rather ghastly, for one quite often meets men whose faces are covered with scars.“⁷⁸ Auch für Bierbäuche – „unpleasant corporal effects, as signifying manliness“ – konnte man sich in Cambridge nicht erwärmen.⁷⁹

Dieselben Eigenschaften jedoch, die in den Augen der Cambridger Studenten der Sport förderte, sahen die Tübinger Studenten als erzieherischen Effekt der Mensur: Selbstdisziplin und Härte. Das Verbot zurückzuweichen, das Gebot, den Schmerz der Verletzungen schweigend zu ertragen, das Ziel, bis zum Schluss auszuhalten: alle diese Regeln zielen auf Selbstbeherrschung und Selbstdisziplin. Die hohe Verletzungsgefahr forderte Mut. Furcht zu zeigen konnte Strafen bis zum temporären Ausschluss aus der Verbindung nach sich ziehen.⁸⁰ Möglicherweise war das Ertragen von Schmerz und die Demonstration von Mut in der Mensur wichtiger als im *team sport*. Beides stellten aber gerade Public-School-Rektoren in den Mittelpunkt der Sportideologie: „Be careful what I understand well what I mean by this term ‚manly‘ [...] I want my boys to be foremost in braving pain and facing danger.“⁸¹ Dass sich eine solche Einstellung auch auf Studenten übertrug, zeigen Gedichte wie „The harder you’re knocked, the higher you bounce/ be proud of the blackened eye/ It isn’t the fact that you’re licked, that counts/ but how did you fight, and why.“⁸² Wie auch in Cambridge entfaltete ein so definiertes Männlichkeitsideal antiintellektuelle Tendenzen. Über das Thema Homosexualität schweigen die deutschen Quellen, sodass hier kein Vergleich möglich ist.

Männlichkeit und Gemeinschaft

„Und wenn die Schläger blitzen – für dich, Rhenania“⁸³ – Selbstlosigkeit und die Aufopferung für die Gemeinschaft forderte das Männlichkeitsideal der Mensur ebenso wie das englische Leitbild des Sports. Der Student war bereit, sich auf Geheiß seiner Verbindung und für deren Ehre dem Kampf zu stellen und seinen Körper verletzen zu lassen. Er ordnete sich bedingungslos den Regeln der Gemeinschaft unter. Die Aufstellung genauer Regeln und ihre minutiöse Beachtung waren ein Charakteristikum sowohl des Cambridger Studentensportes als auch des Mensurfechtens. Mit ihrer gleich lautenden Betonung von Selbstdisziplin und -beherrschung, mit dem beiden innewohnenden Element der gezähmten Gewalt und Wildheit geben sie sich als Mechanismen einer internalisierten Disziplin und damit als Ausdruck eines bürgerlichen Männlichkeitsideals zu erkennen.⁸⁴ Sport wie Mensurfechten lassen sich als Versuche verstehen, Männlichkeit durch nicht-sexuelle

78 The Chanticleer, Michaelmas Term 1909, S. 12: Artikel „Burschenherrlichkeit“.

79 The Cambridge Review (1900–01), S. 103, „The German Student“.

80 Zu Strafen für ungenügende Messuren Biastoch, Mensur- und Duellwesen, S. 30.

81 Zit. nach Mangan, *Athleticism*, S. 57. Das Zitat stammt von einem fiktionalen Headmaster aus dem Roman *Steady and Strong* von R. M. Freeman, wird von Mangan aber als gute Zusammenfassung des „mainstream public school morality-training“ eingestuft.

82 B. H. Stewart, *Reminiscences*, London 1945, S. 69.

83 Erich Bauer, *Die Tübinger Rhenanen*, Zeulenroda 1936, S. 306.

84 Zur Frage der Bürgerlichkeit des Duelles vgl. Frevert, *Ehrenmänner* und Kevin McAleer, *Dueling. The Cult of Honour in Fin de Siècle Germany*, Princeton 1994.

Kriterien zu bestimmen. Sich durch sexuelle Aktivität männlicher Identität zu versichern war für College- und Verbindungsstudenten problematisch. Heirat oder sexuelle Kontakte mit „standesgemäßen“ jungen Frauen waren den Studenten weder in Cambridge noch in Tübingen möglich. Schon der Tatbestand „found kissing a girl at Christ's Piece“ genügte in Cambridge zur Verhängung einer mehrwöchigen abendlichen Ausgangssperre für den betreffenden Studenten.⁸⁵ Studentinnen durften nur in Anwesenheit von Anstandsdamen besucht werden. Auch in Tübingen sorgten wachsame Eltern und Pensionsleiterinnen für eine größtmögliche Abschottung der Studentinnen und Bürgerstöchter.⁸⁶

Das Ergebnis war eine blühende Prostitution. Für Cambridge gibt ein „Proctor's Notebook“ Auskunft darüber, bei welchen Vergehen Undergraduates ertrappt und wie sie bestraft wurden. Prostitution war demnach weit verbreitet. Die notierten Kontakte mit Frauen „of loose character“ in einem „house of ill fame“, die Klage über „the large – very large increase in the number of immorality cases“ und die Befürchtung, das Aufkommen des Automobils gebe den Studenten noch mehr Möglichkeiten zu *immorality*, sprechen eine deutliche Sprache.⁸⁷ Für Tübingen gibt es ebenfalls einige Belege für Prostitution, und die hohe Rate von rund 33 % illegitimen Kindern ist zumindest teilweise auf studentische Aktivitäten zurückzuführen.⁸⁸ Die notwendige Geheimhaltung solcher Kontakte – Identität hat stets auch mit Außenwirkung zu tun –, die Furcht vor Geschlechtskrankheiten und schließlich die Unsicherheit vieler Studenten über ihren eigenen moralischen Standpunkt führten jedoch zu großen Problemen. Manche Verbindungen versuchten deshalb, sexuelle Enthaltbarkeit als Kriterium für studentische Männlichkeit durchzusetzen, eine auch von den Autoritäten unterstützte Haltung: „Die Emanzipation der geistigen Persönlichkeit von der groben und feineren Tyrannei des Gattungstriebes – das sollte in der Tat der wichtigste Freiheitskampf junger Männer sein – erst wer hier in schwerer Selbstzucht gesiegt hat, wird vom bloßen Männchen zum Manne“, argumentierte beispielsweise Professor Foerster-Zuerich.⁸⁹

Wie schwer es für Cambridger Studenten war, zu einer eigenen Sexualmoral zu finden, zeigt das Beispiel der *Neo-Pagans*, einer Gruppe um Rupert Brooke, die sich theoretisch zu einer freizügigeren Sexualität bekannte. Ein Mitglied der Gruppe notierte: „we none of us know what exactly is the sexual code we believe in – approving of many things on paper which we violently object when they are practised by those we care about.“⁹⁰ Ein weiteres Hindernis war die immer noch verbreitete Unwissenheit über Sexualität. Ein prominentes Beispiel bietet Bertrand Russell, der berichtet, in seiner Studentenzeits in Cambridge von innerer Unruhe zu langen Mondscheinspaziergängen getrieben worden zu sein: „The reason, of course, was sexual desire, although at this time I did not know

85 Cambridge University Archives, O. V. 78 Proctor's Notebook 1884–1920, S. 56.

86 Glaser, Hindernisse, S. 208 f.

87 Cambridge University Archives, O. V. Proctor's Notebook 1884–1920, S. 100, 55, 103.

88 Biastoch, Tübinger Studenten, S. 188 f.; die Statistik unehelicher Kinder nach Konrad H. Jarausch, *Students, Sex and Politics in Imperial Germany*, in: *Journal of Contemporary History* 17 (1982), S. 285–303, hier S. 291. Die hohe Rate illegitimer Kinder dürfte allerdings auch auf Geburten in der Tübinger Frauenklinik zurückzuführen sein, die uneheliche Mütter aus dem Umland aufsuchten, um zu verhindern, dass das Kind im heimatischen Geburtsregister eingetragen wurde; Biastoch, Tübinger Studenten, S. 192.

89 Das Akademische Leben. Wochenschrift für die Studierenden der Universität Tübingen, Vol. 1, Nr. 2, 29. 4. 1910, S. 9.

90 Zitiert nach Laskowski, Rupert Brooke, S. 5.

this.“⁹¹ Diese zahlreichen Unsicherheitsfaktoren verhinderten eine Konstruktion männlicher Identität über sexuelle Kriterien. In Sport und Mensurideologie wurde Männlichkeit über Charaktereigenschaften, über Verhalten und soziale Praktiken bestimmt. Männlichkeit wurde zur kollektiven Identität der Gemeinschaft stilisiert und existierte damit auch nur in der Gemeinschaft. Männlichkeit beschrieb auch ein bestimmtes Verhältnis des Einzelnen zur Gemeinschaft, nämlich das der Opferbereitschaft. Sexuelle Erfahrungen wurden durch Gemeinschaftserlebnisse und physische Erregung in der männlichen Gemeinschaft ersetzt. Im Sport, so argumentiert James Mangan, „sensuality was not permitted, it was demanded, but it was a sensuality in which physical contact was channelled into football mauls.“⁹² Diese Ambivalenz einer asexuellen Männlichkeitsideologie zum einen und einer gleichzeitigen Förderung körperlicher Erregung zum anderen charakterisierte die Mensur in gleicher Weise. War Körperbetonung, Körperverherrlichung und Körperkontakt zentraler beim Sport, bedeutete doch die Gefahr der Körperverletzung beim Fechten ein ebenso intensives, rauschhaftes Körpererlebnis und damit möglicherweise ein Kompensationserlebnis für sexuelle Bedürfnisse.

3. Student und Krieg

Militär und Krieg dienten den Studenten in Deutschland wie auch in England als wichtige Bezugspunkte für die Konstruktion von Männlichkeit. Über die enge Beziehung ihrer Männlichkeitsideale zum Soldatentum hinaus verbanden sie zudem auch das „Studentsein“ an sich mit einer soldatischen Aufgabe.

Das Melden zur Front als identitätsstiftender Akt

Zwei Männer, die sich mit einer Waffe in der Hand gegenüberstehen – die Symbolik der Mensur verweist auf den Krieg. Die mit dem Mensurfechten verbundenen Männlichkeitsideale wie Mut, Disziplin und Härte waren Definitionen soldatischer Männlichkeit. Der Erwerb soldatischer Fähigkeiten, die Vorbereitung auf den Krieg wurde denn auch vielfach als ein Ziel der Mensur definiert. Die Studenten proklamierten den in der Mensur auf symbolischer bzw. spielerischer Ebene vollzogenen Kampf als Demonstration der Bereitschaft zum tatsächlichen Kampf für die Nation: „Wenn es gilt fürs Vaterland, treu die Klingen dann zur Hand.“⁹³ Wie hier in der ersten Strophe des verbreiteten Liedes „Burschen heraus“ definierten sich die Studenten in Liedern und Reden immer wieder gewissermaßen als Soldaten auf Abruf.⁹⁴

Die stetige Wiederholung solcher Mensur-Kriegslieder auf Kneipabenden und Wanderungen wie auch die symbolisch-kriegerische Praxis des Mensurfechtens selbst waren Akte, in denen die Studenten sich das Selbstbild eines abrufbereiten Soldaten einprägten und dies

⁹¹ Zitiert nach L. Fowler/H. Fowler (Hrsg.), *Cambridge Commemorated: An Anthology of University Life*, Cambridge 1984, S. 263; zu sexuellem Unwissen vgl. auch Michael Adams, *The Great Adventure. Male Desire and the Coming of World War I*, Bloomington 1990, S. 6 ff.

⁹² Mangan, *Athleticism*, S. 105.

⁹³ UAT 367/462, *Tübinger Kommersbuch*, S. 229.

⁹⁴ Vgl. u. a. Münzenmaier, *Schottland*, S. 122: Der Student müsse in Zeiten der Kriegsnot handeln wie in der Uhlandschen Gedichtstrophe „Dann steig ich nieder, tret ins Glied, / Und schwing mein Schwert und sing mein Lied“.

nach außen präsentierten. Die Masse der Äußerungen zum Thema „Student-als-Soldat“ und die herausragende Position des Fechtens im Wertekanon der Studenten deuten darauf hin, dass die Identifikation mit einer soldatischen Aufgabe unter Verbindungsstudenten extrem hoch war.

Zwar waren es vor allem die schlagenden Verbindungen, die das Bild des Verbindungsstudenten als eng verbunden mit dem Leitbild des Soldaten prägten, sie setzten jedoch einen Standard, dem auch nicht-schlagende Verbindungen tendenziell zu entsprechen suchten. Das Vordringen des Mensurfechtens in eine immer größere Zahl von Verbindungen ist ebenso ein Hinweis auf die Attraktivität des Soldatischen wie die Militarisierung von Verhaltensweisen. Soldatische Verhaltensweisen flossen auch dort ins Verbindungsleben ein, wo es den Studenten vielleicht nicht einmal bewusst war: Die nicht-schlagende, nicht-farbentragende Verbindung Luginsland, die sich als liberal betrachtete und den Corps kritisch gegenüberstand, begab sich bei der Einweihungsfeier ihres Verbindungshauses auf folgende militärisch anmutende Weise zum neuen Haus: „[Man] marschierte in langem Zug zu Zweien unter strammem Cantus durch die Alleen hinauf zum Österberg.“⁹⁵ Zweifellos prägte das Leitbild des Soldaten den Habitus mancher Verbindungen stärker, anderer schwächer. Militärische Werte wie Disziplin, Unterordnung und „stramme“ Erscheinung wurden jedoch in dem Jahrzehnt vor dem Ersten Weltkrieg in allen Verbindungen stärker betont als zuvor. Die Konstruktion einer soldatisch-männlichen Identität versprach in der zunehmend militarisierten Gesellschaft des späten Kaiserreiches Ansehen und Legitimation.

Die Verbindungsmitglieder sahen sich als Nachfahren derjenigen Studenten, die in den Befreiungskriegen gekämpft hatten und deren Anteil an der „Befreiung unseres deutschen Vaterlandes“ sie in Gedenkreden verherrlichten.⁹⁶ Die Kriegslieder Arndts und Körners gehörten zu den beliebtesten Kneipliedern.⁹⁷ Es war der romantische, idealistisch-ritterliche Krieg dieser Lieder, den die Studenten auch in der Mensur symbolisch nachspielten. Zusammen mit der ritualisierten Gewalt der Mensur machten die Kriegslieder symbolische Gewalt im Studentenleben alltäglich. Gespaltene Feindesschädel, sterbende Kameraden, auch der Wille zum Tod prägen die „alten Schlachten- und Heldenlieder.“⁹⁸ des Kommersbuches. Blut als Symbol für die fast religiöse Unbedingtheit, mit der die Studenten sich fürs Vaterland zu opfern versprachen, durchzieht die Symbolik dieser Lieder.⁹⁹ Auch in der Mensur, die dem Fechter das Rückweichen verbot und ihn zwang, sich verletzen zu lassen, ist eine solche Opfersymbolik angelegt. Der aufgrund einer frischen Verletzung blutüberströmte Mensurfechter war ein beliebtes Fotomotiv – ein Beweis für die Männlichkeit des Fechters, für seine blutige Opferbereitschaft, seine soldatische Disziplin und Furchtlosigkeit. Männliche Identität verband sich für die Studenten mit einer soldatischen Aufgabe, deren höchste Erfüllung im Opfertod für das

95 Ein Festgruß zum 40-jährigen Jubiläum der Verbindung 1913. Geschichte Luginslands 1898–1913. Als Manuskript gedruckt, München 1913, S. 21. Gerade das Attribut „stramm“ geistert in diesen Jahren vermehrt durch die Verbindungsquellen

96 Archiv Franconia, III A8 Corps-Jahresberichte, hier: WS 1913/14.

97 Vgl. UAT 64/63, Semesterberichte, hier: SS 05, WS 08/09; UAT 367/469, Kaiserkommers Tübingen 1911. 1913 nahmen Tübinger Studenten an der Jahrhundertfeier der Befreiungskriege in Kelheim teil.

98 Festschrift zum 70-jährigen Bestehen des Tübinger Wingolfs, 1864–1934, Tübingen 1934, S. 7.

99 UAT 192/65, Zeitausschnittsammlung, Artikel vom 31. 1. o. J., zum Kaiserkommers; Ulmia, 1906, Nr. 8, S. 76, Farbenlied.

Vaterland zu bestehen schien. Im Singen der Lieder versicherten sie sich dieser Identität täglich aufs Neue.¹⁰⁰

Nicht nur als Männer aber sahen die Studenten sich in der Pflicht, ihre Kriegsbereitschaft zu zeigen, sondern auch speziell als Studenten. Begründet wurde dies mit der Rolle der Studenten 1813, aber auch mit Verweis auf die Führungsrolle der Akademiker und damit der Universitäten in der Nation. Die männlich-soldatische Identitätskonstruktion der Studenten wirkte also politisch-sozial in verschiedene Richtungen: Sie definierte erstens das Studentsein an sich als männlich, essenziell mit einer kriegerischen Aufgabe verbunden und damit nicht für Frauen geeignet, und sie untermauerte zweitens den Eliteanspruch der Studenten in der Gesellschaft.

Bei Kriegsausbruch 1914 meldeten sich die Mitglieder der Tübinger Verbindungen fast geschlossen freiwillig zur Front und begrüßten die Chance zu beweisen, dass die in der Mensur symbolisch dargestellte Kriegsbereitschaft wahrhaftig war, dass die Lieder nicht nur Lieder waren. „Und ruft uns einst zum ernsten Männerstreit das Vaterland, erst recht sind wir bereit – wir haben es oft auf der Kneipe und im trauten Freundeskreise gesungen und wir haben gehalten, was wir uns am Neckarstrande geschworen hatten“, schwärmte ein Mitglied der Saxonia.¹⁰¹ Ähnlich beschrieb der Berichterstatter des Wingolf die Verbindung zwischen Burschenlied und Kriegsbereitschaft: „Kriegsfreiwillig getreu unserem Schwur ‚Wenn es gilt fürs Vaterland, treu die Klingen dann zur Hand‘“, sei man ins Feld gezogen.¹⁰² Das kollektive freiwillige Melden zur Front war ein nachträglicher identitätsstiftender Akt, der den Anspruch, das Verbindungsleben bilde zum Soldaten aus, beglaubigen sollte – und damit auch den Anspruch, zur gesellschaftlichen Elite zu gehören.¹⁰³

Sport und soldatisches Ideal in Cambridge

Auch der Sport übte eine soldatische Identität ein. Das Männlichkeitsideal des Sportes favorisierte ähnlich wie das der Mensur soldatische Eigenschaften wie Härte, Mut, Disziplin und Unterordnung unter die Regeln. Auch wenn die Symbolik des Sportes weniger deutlich auf eine Kriegssituation verweist, wurde Sport von seinen Verfechtern doch immer wieder als sinnvolles charakterliches und körperliches Training für den Krieg dargestellt. In Gedichten und Liedern wie dem berühmten *Vitai Lampada* wurde die Analogie zwischen Spielfeld und Schlachtfeld, zwischen den Tugenden des Cricketers und denen des Soldaten gepredigt:

There's a breathless hush in the Close tonight
Ten to make and a match to win –
A bumping pitch and a blinding light,

¹⁰⁰ Vgl. hierzu und zur Interpretation der Lieder der Befreiungskriege Karen Hagemann, Heran, heran zu Sieg oder Tod! Entwürfe patriotisch-wehrhafter Männlichkeit in der Zeit der Befreiungskriege, in: Thomas Kühne (Hrsg.), Männergeschichte – Geschlechtergeschichte. Männlichkeit im Wandel der Moderne, Frankfurt a. M./New York 1996, S. 51–68, hier S. 63.

¹⁰¹ UAT 367/42, Jahresberichte der Saxonia Tubingensis, Kriegsjahresberichte 1914–1916, hier: 1914.

¹⁰² Festschrift Wingolf, S. 6; analog auch Friedrich Meyer, Die letzten Julitage, in: Bauer, Rhenanen, S. 507.

¹⁰³ Ebenda: „dass wir unsere Lieder und unser Versprechen durch die Tat würden beweisen können“. Auch die katholischen Korporationen hofften, sich nun nachträglich legitimieren zu können; vgl. dazu die Tübinger Dissertation von Stephan Fuchs: „Vom Segen dieses Krieges“. Katholische Akademiker und der Erste Weltkrieg. Eine Studie zur Kriegsdeutung im akademischen Katholizismus (im Druck).

An hour to play and the last man in.
 And it's not for the sake of a ribboned coat,
 Or the selfish hope of a season's fame
 But his Captain's hand on his shoulder smote –
 Play up! Play up! And play the game!

The sand of the desert is sodden and red –
 Red with the wreck of the square that broke –
 The Gatling's jammed and the Colonel dead,
 And the regiment blind with dust and smoke.
 The river of death has brimmed its banks
 And England's far and Honour a name,
 But the voice of the schoolboy rallies the ranks:
 Play up! Play up! And play the game!¹⁰⁴

Der exzessive Sportkult diente zweifellos nicht nur in den Public Schools, sondern auch in der Studienzeit dazu, den Körper nach einem soldatischen Männlichkeitsideal zu formen. Die Kriegsvorstellung, die sich in der englischen Gesellschaft mit dem Sport verband, unterschied sich dabei deutlich von der romantisch-ritterlichen Kriegssymbolik der Mensur: Der Krieg wurde als ein Spiel betrachtet. „For war by any other name is just another British game“ lautete ein verbreitetes Kriegslied dieser Zeit.¹⁰⁵ In der Sprache der Cambridger Studenten offenbart sich eine Internalisierung dieser *games-war*-Analogie: Als „playing at soldiers“ beschreibt ein Student das militärische Training, als Vorbereitung auf „the serious side of the game“ – den Krieg – ein anderer.¹⁰⁶ Diese Sportsprache trugen sie anschließend in das Offizierskorps, das sich zu einem guten Teil aus Oxbridger Absolventen zusammensetzte.¹⁰⁷ Ob die *team games* tatsächlich auf einen Krieg der Zukunft vorbereiteten, ist, abgesehen von der zweifellos erreichten körperlichen Fitness, ebenso wie bei der Mensur zweifelhaft. Das Bild des Krieges als Spiel war ebenso wirklichkeitsfern wie das des Krieges als eines ritterlichen Schwertkampfes. Der Sport brachte jedoch muskulöse Körper hervor und eignete sich damit zur symbolischen Demonstration der besonderen Kriegsfähigkeit von *Public School Boys* und *Varsity men*,¹⁰⁸ die deren Anspruch auf eine Führungsposition in der Nation rechtfertigen sollte: Der muskulöse soldatische Männerkörper demonstrierte im Unterschied zu Deutschland auch Oberklassenzugehörigkeit.

Bei aller Kriegsrhetorik war die Symbolik des Sportes offener, vielfältiger deutbar als die der Mensur. Sport enthält ein Moment der friedlichen Konkurrenz, des geregelten Wettstreites, weshalb Norbert Elias ihn als Charakteristikum einer parlamentarisierten Gesell-

¹⁰⁴ Henry Newbolt, *Poems Old and New*, London 1898. Siehe dazu auch Colin Veitch, *Play up! Play up! and win the War! Football, the Nation and the First World War 1914–15*, in: *Journal of Contemporary History* 20 (1985), S. 363–378, hier S. 365. Besonders die Aufforderung „play the game“ zieht sich durch diese Krieglyrik.

¹⁰⁵ Adams, *Adventure*, S. 45.

¹⁰⁶ *The Dial*, Michaelmas 1912, S. 153, hier auch der Ausdruck „the harder side of the game“; *The Gownsmen* (1910–11), S. 19; vgl. auch Derek Birley, *Sportsmen and the Deadly Game*, in: *The British Journal of Sports History* 3 (1986), S. 288–310, hier S. 288.

¹⁰⁷ Adams, *Adventure*, S. 94. Sprachuntersuchungen bestätigen dies und den Unterschied zu deutschen Einstellungen zum Krieg; vgl. Aribert Reimann, *Der große Krieg der Sprachen. Untersuchungen zur historischen Semantik in Deutschland und England zur Zeit des Ersten Weltkrieges*, Essen 2000.

¹⁰⁸ „Varsity“: bes. für Oxbridge verwendete Form von „University“.

schaft interpretiert.¹⁰⁹ Richard Holt sieht „the powerful ethic of commercial competition and imperial endeavour“ als gesellschaftliche Kräfte hinter dem kompetitiven Charakter der Sportideologie.¹¹⁰ Das Sporterlebnis als solches wurde von dem Athleten, Ruderer und Rugbyspieler nicht unbedingt als rituelle Kriegsinszenierung erfahren, im Gegensatz zur Mensur. In Cambridge jedoch lassen sich Interpretationen des Sportes als Verkörperung friedlichen ökonomischen Wettbewerbs oder parlamentarischer Konkurrenz nicht finden, die Sprache der Männlichkeit und des Krieges dominierte.

Eine große Anzahl von Studenten absolvierte neben dem Studium eine freiwillige militärische Ausbildung. Die *Cambridge University Rifle Volunteers (C.U.R.V.)*, ab 1908 *Cambridge University Officer Training Corps (C.U.O.T.C.)* waren Teil der nationalen Bewegung der *Volunteer Forces*, die sich in Zeiten der Furcht vor einer französischen Invasion konstituiert hatten. Während in den 1880er-Jahren die Teilnahme an Freiwilligenverbänden in der Bevölkerung zurückging, wuchs das Cambridger Corps bis 1914 beständig: Im Jahr 1900 hatten 26,5 % der Studenten ein militärisches Training absolviert, dieser Prozentsatz stieg bis 1914 deutlich.¹¹¹ Das militärische Training umfasste Drillübungen, zwei bis drei Paraden pro Woche, Vorlesungen zu militärischen Themen, ein großes militärisches Wettspiel jedes Jahr und ein Trainingscamp in den Ferien.¹¹² Viele Studenten hatten schon während der Schulzeit an militärischen Übungen teilgenommen, sodass *military skills* ein Kennzeichen des durchschnittlichen Cambridger Studenten waren. Auf Studenten, die nicht teilnahmen, wurde Druck ausgeübt: „The spirit that prevents attendance at camp is one which should have no place among Cambridge men“,¹¹³ äußerte ein Student in der Studentenzeitung *Gownsmen*, suggerierend, dass gerade *Cambridge men* soldatische Pflichten hätten.

Der Aufstieg des Militärischen in Cambridge, das demonstrative Training militärischer Führungskraft war eine Folge des Burenkrieges, dessen verlorene Schlachten und mangelnde Erfolge das Selbstvertrauen Englands, den Glauben an die Überlegenheit des britischen Empire erschüttert hatten. Zusammen mit anderen Faktoren wie der imperialen Konkurrenzsituation und der deutschen Flottenrüstung, die in England zu wiederholten *invasion scares* führte, provozierte der Burenkrieg in England eine Welle des Jingoismus und Militarismus.¹¹⁴ Als sich über 100 Studenten freiwillig nach Südafrika meldeten, fragte ein Student in der *Granta* kritisch „The question is, has Cambridge done enough? [...] It is not enough for Cambridge to say that she has done as well as certain others. It is for her to lead, not to follow.“¹¹⁵ Die Studenten sprachen sich eine nationale Führungsrolle und damit eine soldatische Aufgabe zu. Auch die Universität sah die militärische Ausbildung der Studenten als Teil ihrer Aufgabe: Zahlreiche Professoren sprachen sich für eine verpflichtende militärische Ausbildung für Undergraduates aus. In die Prüfungen wurden ab

109 Norbert Elias, *Sport im Zivilisationsprozess: Studien zur Figurationssoziologie*, Münster 1982.

110 Holt, *Sport*, S. 87.

111 Hew Strachan, *History of the Cambridge University Officer Training Corps*, Tunbridge Wells 1976, S. 79, 50. Zu Freiwilligenverbänden und Kriegsbereitschaft allgemein: Hew Strachan, *Militär, Empire und Civil Society. Großbritannien im 19. Jahrhundert*, in: Ute Frevert (Hrsg.), *Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert*, Stuttgart 1997, S. 578–593.

112 Cambridge University Archives, *Cambridge Papers*, J6383 *Officer Training Corps*.

113 *The Gownsmen* (1911), S. 32.

114 Vgl. hierzu Samuel Hynes, *The Edwardian Turn of Mind*, Princeton 1968, S. 40 ff.

115 *The Granta* (1900–01), 19. 1. 1901, S. 150: „Motley notes“.

1909 militärische Themen einbezogen.¹¹⁶ Auch in Cambridge war es eine Mischung aus Männlichkeitsideologie und akademisch-studentischem Eliteanspruch, die den Studenten eine soldatische Pflicht nahelegte. Die Demonstration von Kriegstüchtigkeit diente Universität und Studenten auch in England als Strategie, ihren Eliteanspruch in der Gesellschaft zu untermauern.

Der Kriegsausbruch 1914 fiel in die Sommerferien und nur ein geringer Teil der Studenten war in Cambridge anwesend. Dennoch belagerten am 3. August Hunderte von Undergraduates das Cambrider Hauptquartier des C.U.O.T.C, um sich für Offizierspositionen in der Armee zu bewerben. Ebenso wie in Tübingen meldete sich ein Großteil der Studenten freiwillig: „Almost all joined the Corps“ schreibt das Magazin des *Trinity College* und spricht von einem „outburst of patriotic enthusiasm“ größer als je in den 400 Jahren der Collegegeschichte.¹¹⁷ Die patriotisch-soldatische Pflicht war zweifellos auch Cambrider Studenten in Fleisch und Blut übergegangen. Manches für Tübingen Prägende fehlte jedoch hier. Im Cambrider Alltag gab es keine Kriegslieder und -gedichte, in denen Krieg und Märtyrertod fürs Vaterland beschworen wurden. Eine Blut- und Todessymbolik fehlte nicht nur dem Sport, sondern auch der Sprache der Cambrider Studenten völlig. In Cambridge dominierte der Krieg den studentischen Diskurs weniger als in Tübingen. Die alltäglichen Verhaltensformen waren nicht von militärischen Elementen wie Marschieren oder militärischem Gruß geprägt. Eine eindeutige Schlussfolgerung fällt dennoch schwer: Identifikation mit soldatischen Idealen muss sich nicht in militärischer Schneidigkeit äußern und Kriegserwartung nicht in pathetischen Reden niederschlagen.¹¹⁸ Die ständige Beschwörung ihrer Todesbereitschaft aufseiten der Verbindungsstudenten – wohl der wichtigste Unterschied zur soldatischen Rhetorik Cambrider Studenten – lässt sich als Konstruktion einer nicht hinterfragbaren Letztbegründung des eigenen gesellschaftlichen Eliteanspruches erklären. Dass sie auf ein solches Motiv rekurren mussten, weist auf die Fragilität dieses Eliteanspruches hin. Die Colleges waren stärker von Studenten aus den Oberschichten dominiert als die ebenfalls, aber in geringerem Maße, sozial exklusiven Verbindungen. Das starke Upper-Class-Selbstbewusstsein, das vom Collegeleben gefördert wurde, machte dort eine solche Begründung des gesellschaftlichen Führungsanspruches unnötig.

Während neben dem Duell auch das Mensurfechten bisher stets als deutsches Charakteristikum, Kennzeichen einer illiberalen deutschen Studentenschaft vor dem Ersten Weltkrieg betrachtet wurde, weist es in seiner Bedeutung für studentische Identität und seinem Männlichkeitskonzept weitgehende Parallelen zum englischen Collegesport auf. Männlichkeit, Elitebewusstsein und Krieg waren für englische und deutsche Studenten vor dem Ersten Weltkrieg eng verknüpfte Konzepte. Collegestudenten und Verbindungsstudenten versuchten, ihre Institutionen vor dem Eindringen von Frauen zu bewahren und durch die Konstruktion eines polaren Geschlechterverhältnisses zu einer stabilen männlichen Identität zu finden. Sie definierten darüber hinaus Männlichkeit erstens stets mit Bezug auf die Gemeinschaft in den Kategorien Verpflichtung, Opfer und Unterordnung, wobei die Ver-

¹¹⁶ Strachan, *History*, S. VII und 80.

¹¹⁷ *The Eagle*, October Term 1914, p. 102, Lent Term 1915, S. 153. Vgl. auch Brooke, Cambridge, S. 331: In den ersten Wochen des Krieges meldeten sich rund zwei Drittel der Undergraduates zur Front.

¹¹⁸ Vgl. Anne Summers, *Militarism in Britain before the Great War*, in: *History Workshop Journal* 2 (1976), S. 104–123, hier S. 105 f.

bindungsstudenten Letzteres stärker betonten. Zweitens wurde Männlichkeit am Verhalten und an bestimmten Charaktereigenschaften gemessen, die sich jeweils sehr ähneln und einen engen Bezug zu soldatischen Idealen aufweisen. Drittens schließlich folgten die Cambridger Studenten einem Körperideal, das den Athleten als Vorbild präsentierte und den Mann über Muskeln und Körperbau bestimmte – ein Ideal, das nach dem Ersten Weltkrieg auch von deutschen Studenten aufgegriffen werden sollte. Die Verbindung von Männlichkeit, studentischer Identität und Krieg scheint unter deutschen Studenten noch enger geknüpft, was erwarten lässt, dass die Voraussetzungen für eine Dissoziation von Männlichkeit und Krieg nach 1918 noch ungünstiger als in England waren.